

Thomas Metzinger

Präsentationaler Gehalt¹

In diesem Aufsatz argumentiere ich dafür, daß Qualia im Sinne einer analytisch strikten Definition – nämlich als einfachste Form phänomenalen Gehalts im Sinne phänomenaler Eigenschaften erster Ordnung - nicht existieren. Relativ einfache empirische Überlegungen zeigen nämlich bereits, daß wir keine introspektiven Identitätskriterien für viele Formen von sensorischen Bewußtseinsinhalten besitzen: Wir können sie nicht wiedererkennen und deshalb auch weder kognitiv noch sprachlich erfassen. Wenn diese empirische Prämisse richtig ist, dann liefert die subjektive Erfahrung *selbst* uns in solchen Fällen also keine transtemporalen Identitätskriterien für die einfachsten Formen phänomenalen Gehalts. Auf dem Weg zu einer auch empirisch verankerten Theorie des phänomenalen Bewußtseins ist ein begrifflich klares Verständnis dieser einfachsten Formen phänomenalen Gehalts jedoch absolut unabdingbar.

Ein begrifflicher Fortschritt wäre erst dann erreicht, wenn die *logischen* Identitätskriterien für die Begriffe, mit denen wir auf solche primitiven Bewußtseinsinhalte bezug nehmen, präzisiert und semantisch ausdifferenziert werden können. Im zweiten Teil dieses Beitrags werde ich deshalb die Beziehung zwischen transtemporalen und logischen Identitätskriterien näher untersuchen. Der dritte Teil bietet ein kurzes Argument zur Elimination des klassischen Qualia-Begriffs an und wirft die Frage auf, worüber wir eigentlich sprechen, wenn wir über die einfachsten Inhalte des phänomenalen Erlebens sprechen. Phänomenale Eigenschaften erster Ordnung waren bisher die kanonischen Kandidaten für diese kleinsten „Bausteine des Bewußtseins“. Eigenschaften erster Ordnung sind phänomenale Primitive, weil sie mit den repräsentationalen Mitteln des jeweiligen Systems nicht weiter analysiert werden können. Das begriffliche Erfassen von solchen Eigenschaften innerhalb und mit Hilfe der epistemischen Ressourcen eines konkreten Repräsentationssystems setzt immer voraus, daß das System die von ihm erkannten Eigenschaften später auch *re*-identifizieren kann. Menschliche Wesen scheinen jedoch nicht zu dieser Klasse von Systemen zu gehören: Phänomenale Eigenschaften in *diesem* Sinne konstituieren nicht die unterste Ebene der Wirklichkeit, wie sie durch das menschliche Nervensystem phänomenal repräsentiert wird. Aus dem eben genannten Grund muß die fragliche theoretische Entität (also: einfacher „qualitativer“ Gehalt sowie die ihm jeweils entsprechenden phänomenologischen Eigenschaftsprädikate erster Ordnung) eliminiert und gleichzeitig ein Set von Folgeprädikaten entwickelt werden. Diese Folgeprädikate für die einfachsten Formen phänomenalen Gehalts sollten das ursprüngliche deskriptive Potential zumindest bewahren und es auf empirischer Ebene ermöglichen, die neuronalen und

¹ Erschienen in: Esken, F. & Heckmann, H.-D. (1998)[Hrsg]. *Bewußtsein und Repräsentation*. Paderborn: Schöningh. Ich danke Frank Esken, Heinz-Dieter Heckmann, Wolfgang Lenzen, Albert Newen, Michael Pauen, Michael Quante und Ralph Schumacher für ihre Kritik und eine Vielzahl hilfreicher Hinweise.

funktionalen Korrelate der einfachsten Formen von bewußtem Erleben genauer einzukreisen. Ich werde deshalb am Ende dieses Beitrags einen Folgebegriff für Qualia im Sinne der *einfachsten* Form von phänomenalem Gehalt einführen und dafür argumentieren, daß die logischen Identitätskriterien für *diesen* Begriff nicht introspektiver, sondern nur neurowissenschaftlicher Natur sein können.

1. Was ist ein Quale?

Die philosophische Diskussion um Qualia² hat sich in den vergangenen zwei Jahrzehnten intensiviert und über die Fachgrenzen hinweg ausgedehnt. Diese erfreuliche Entwicklung hat allerdings gleichzeitig dazu geführt, daß der Begriff eines „Quale“ nun immer öfter unscharf verwendet wird und dadurch zur Quelle vielfältiger Mißverständnisse geworden ist. Außerdem ist natürlich in der Philosophiegeschichte von Aristoteles bis Peirce bereits eine Vielfalt von Bedeutungen und semantischen Vorläufern aufgetaucht.³ Auch dieses bereits existierende Netz aus impliziten theoretischen Konnotationen beeinflusst seinerseits die Gegenwartsdiskussion und führt häufig zu weiteren Unklarheiten bei der Verwendung des Begriffs. Deshalb ist es heute wichtig geworden, sich genau vor Augen zu führen, wovon man eigentlich spricht, wenn man über Qualia diskutiert. Der klassische Ort für die Diskussion des 20. Jahrhunderts findet sich bei Clarence Irving Lewis. Für Lewis sind Qualia *subjektive Universalien*:

Es *gibt* allerdings tatsächlich wiedererkennbare qualitative Merkmale des Gegebenen, welche sich in verschiedenen Erlebnissen wiederholen können und deshalb in gewissem Sinne Universalien darstellen. Ich nenne sie „Qualia“. Obwohl solche Qualia jedoch in dem Sinne Universalien sind, daß sie von der einen zur anderen Erfahrung wiedererkannt werden können, müssen sie von Objekteigenschaften unterschieden werden. (...) Das Quale wird direkt und intuitiv erfaßt [*intuited*], es ist gegeben und ist keinem möglichen Irrtum unterworfen, weil es rein subjektiver Natur ist. Die Eigenschaft eines Gegenstandes ist objektiv; die Zuschreibung dieser Eigenschaft ist ein Urteil, welches falsch sein kann; und mit ihrer Zuschreibung wird eine Behauptung aufgestellt, die das transzendiert, was in irgendeiner einzelnen Erfahrung gegeben sein könnte.⁴

Bei Lewis ist von Anfang an klar, daß wir für Qualia introspektive Identitätskriterien besitzen: Sie können von einem Erlebnis zum anderen wiedererkannt werden. Außerdem bilden Qualia den intrinsischen Kern subjektiver Zustände. Dieser Kern verschließt sich einer relationalen Analyse und ist unaussprechlich, weil er nicht in den Raum öffentlicher Kommunikationssysteme transportiert werden kann. Falsifiziert werden können nur Aussagen

² Ausführliche Literaturangaben finden sich in den Sektionen 1.1, 3.7, 3.8 und 3.9 von Metzinger & Chalmers 1995.

³ Einen Überblick über die verschiedenen philosophischen Konzeptionen von „sekundären Qualitäten“ bei Galilei, Hobbes, Descartes, Newton, Boyle und Locke, die mit ihnen verbundenen klassischen Argumentationsfiguren und inhaltliche Anknüpfungspunkte in der Gegenwartsdiskussion gibt Peter Lanz im 3. Kapitel von Lanz 1996. An die von Thomas Reid eingesetzte Unterscheidung zwischen Wahrnehmung [*perception*] und Empfindung [*sensation*] anknüpfende Überlegungen entwickelt Nick Humphrey im vierten Kapitel von Humphrey 1995.

⁴ Vgl. Lewis 1929: 121 (Deutsche Übersetzung TM).

über objektive Eigenschaften.

Qualia sind subjektiv. Sie haben keine Namen im gewöhnlichen zwischenmenschlichen Sprachgebrauch, werden aber durch Umschreibungen wie „...sieht aus wie...“ angezeigt. Sie sind unaussprechlich, weil sie im Bewußtsein zweier Personen unterschiedlich sein könnten, ohne daß die Möglichkeit bestünde, diese Tatsache zu entdecken und ohne daß wir notwendigerweise bezüglich unseres Wissens von Gegenständen und ihrer Eigenschaften in Schwierigkeiten kämen. Alles was man tun kann um ein Quale zu bezeichnen, besteht sozusagen darin, es im Erleben zu lokalisieren, das heißt, die Bedingungen seines Wiederauftretens oder andere seiner Relationen zu bezeichnen. Eine solche Lokalisierung berührt das Quale selbst nicht. Wenn eines von ihnen aus dem Netzwerk seiner Relationen innerhalb des Gesamterlebens der einzelnen Person herausgehoben werden und durch ein anderes ersetzt werden könnte, dann würden keinerlei soziale oder Handlungsinteressen beeinträchtigt. Was für unser Verständnis und die Kommunikation wesentlich ist, ist nicht das Quale als solches, sondern dieses Muster seiner stabilen Relationen innerhalb des Erlebens, das implizit zugeschrieben wird, wenn es als Zeichen einer objektiven Eigenschaft genommen wird.⁵

Ein Quale ist in diesem Sinn also eine Eigenschaft erster Ordnung, so, wie sie im subjektiven Erleben, aus der Perspektive der ersten Person erfaßt wird. Daß es Lewis primär um einfachsten Formen phänomenalen Gehalts geht, sieht man auch an den von ihm eingesetzten Beispielen.⁶ Man kann deshalb sagen: Die kanonische Definition eines Quale ist die einer „Eigenschaft erster Ordnung, so wie sie phänomenal repräsentiert wird“.⁷ Aus dieser engen Definition folgt erstens, daß die Instantiierung einer solchen Eigenschaft immer relativ zu einer bestimmten Klasse von Repräsentationssystemen ist: Fledermäuse bauen ihr phänomenales Modell der Wirklichkeit aus anderen Basiseigenschaften auf als Menschen, weil sie eine andere repräsentationale Architektur verkörpern. Nur Systeme, die dieselbe Architektur besitzen, exemplifizieren durch ihre Sinneswahrnehmungen auch dieselben Qualitäten und können diese dann introspektiv in ihrem subjektiven Erleben erfassen. Zweitens zeigt sich, daß phänomenale Eigenschaften auch in erkenntnistheoretischer Hinsicht etwas ganz Anderes sind als physikalische Eigenschaften. Dieser Punkt war für Lewis von

⁵ Vgl. Lewis 1929: 124f (Deutsche Übersetzung TM).

⁶ Vgl. etwa: „Bei jeder einzelnen Präsentation besteht dieser Gehalt entweder in einem spezifischen Quale (wie etwa einer unmittelbar gegebenen Röte oder Lautstärke [*the immediacy of redness or loudness*]) oder in etwas, das als ein Komplex von solchen analysiert werden kann.“ (A.a.O: 60; deutsche Übersetzung TM)

⁷ Indem ich diese Formulierung wähle, lehne ich mich an die Strategie an, die Lycan die „*Hegemonie der Repräsentation*“ genannt hat. Diese Strategie besteht in einer schwachen Variante von Franz Brentanos Intentionalismus: Die explanatorische Basis für *alle* mentalen Eigenschaften wird durch eine bestimmte, erschöpfende Menge von funktionalen und repräsentationalen Eigenschaften des jeweiligen Systems gebildet. Vgl. z.B. Lycan 1996: 11. – Auch Lycan wendet sich gegen jede Aufweichung des Qualia-Begriffs und plädiert für eine strikte Definition im Sinne einer phänomenalen Eigenschaft erster Ordnung. Vgl. z.B. Lycan 1996: 69f und Fußnote 3, 99f. Ein wichtiges Merkmal von Lycans Verwendung des Begriffs ist die – empirisch sehr plausible – These, daß einfacher phänomenaler Gehalt auch ohne begleitendes Bewußtsein aktiviert und kausal wirksam werden kann. Die logischen Subjekte der Zuschreibung von phänomenalen Eigenschaften erster Ordnung sind für Lycan intentional inexistent im Brentano'schen Sinne. Ich selbst denke, daß es streng genommen weder phänomenale Eigenschaften noch phänomenale Individuen - ob real oder intentional inexistent - gibt, sondern ganzheitliche, funktional integrierte Komplexionen aus subkategorialen Gehalt - das was ich an anderer Stelle (Metzinger 1995) als ein „phänomenales Holon“ bezeichnet habe. Deswegen könnte es sein, daß keine Form der abstrakten Analyse, die phänomenalen Gehalt in einen Individuenbestandteil (das logische Subjekt) und einen Eigenschaftsbestandteil (die phänomenalen Eigenschaften, die diesem Subjekt zugeschrieben werden) zerlegt, ihm wirklich gerecht werden kann: Die Grammatik natürlicher Sprachen paßt möglicherweise nicht auf die repräsentationale Tiefenstruktur des phänomenalen Bewußtseins. Der hier vorliegende Aufsatz untersucht diese Möglichkeit allerdings nur mit Blick auf die *einfachsten* Formen von phänomenalem Gehalt.

großer Bedeutung:

Die Identifizierbarkeit präsentierter Qualia ist *notwendig* für die Zuschreibung objektiver Eigenschaften und für die Wiedererkennung von Objekten, aber sie ist nicht *hinreichend* für die Verifikation dessen, was eine solche Prädikation und eine solche Wiedererkennung implizit behaupten, sowohl weil das, was auf diese Weise behauptet wird, das Gegebene transzendiert und eine Bedeutung für die Voraussage weiterer möglicher Erfahrungen besitzt, als auch weil *dieselbe* Eigenschaft gültigerweise auf der Grundlage *verschiedener* präsentierter Qualia zugeschrieben werden kann und auch *verschiedene* Eigenschaften durch *dasselbe* präsentierte Quale signalisiert werden können.⁸

Zusammenfassend kann man jetzt sagen, daß hier mit dem Begriff eines Quale eine besondere Form mentalen Gehalts gemeint ist, für die gilt, daß

- wir über subjektive Identitätskriterien verfügen, anhand derer wir ihre transtemporale Identität introspektiv erkennen können;
- sie eine maximal einfache Form von Gehalt, ohne innere Strukturmerkmale ist;
- sie der Instantiierung einer nicht-physikalischen Eigenschaft erster Ordnung, eben einer phänomenalen Eigenschaft gleichkommt;
- es keine Eins-zu-Eins-Abbildung von den zusammen mit ihr instantiierten subjektiven Eigenschaften auf objektive Eigenschaften gibt;
- sie direkt, epistemisch unmittelbar und intuitiv erfaßt wird;
- sie subjektiv in dem Sinne ist, daß sie „aus der Perspektive der Ersten Person“ erfaßt wird;
- sie einen intrinsisch subjektiven Kern besitzt, der sich analytisch nicht in ein Netzwerk aus Relationen auflösen läßt und
- daß Urteile über diese Form von mentalem Gehalt nicht falsch sein können.

Natürlich wird es nur wenige Philosophen geben, die mit genau diesem Begriff eines Quale übereinstimmen. Zum Beispiel werden viele die Punkte 5 und 8 als miteinander unvereinbar ansehen und ihn sich schon allein aus diesem Grund nicht zu eigen machen können. Auf der anderen Seite gibt es auch innerhalb der neueren Diskussion keine Version des Qualia-Begriffs, die in systematischer Hinsicht als seine *paradigmatische* Ausprägungsform gelten könnte.⁹ Deshalb werde ich - aus rein pragmatischen Gründen - Lewis' Begriff ab jetzt als den „kanonischen Begriff“ bezeichnen und ihn in dem vorliegenden Text als solchen zugrunde legen. Ich tue das zunächst nur, um eine feste Ausgangsbasis für die folgenden Überlegungen zu schaffen. Für dieses Ziel sind lediglich und insbesondere die ersten beiden definitorischen Merkmale des Begriffs von Bedeutung.

⁸ Vgl. Lewis 1929: 131 (Deutsche Übersetzung TM). In vorbildlicher Klarheit wird diese Problematik herausgearbeitet in Lanz 1996.

⁹ Einen sehr guten Überblick über die aktuelle Problemlandschaft und die dominanten, in ihr vertretenen Positionen bietet Heinz-Dieter Heckmann in seinem Beitrag zu dem hier vorliegenden Band.

2. Warum es Qualia nicht gibt

Unter der Annahme, daß qualitativer Gehalt die einfachste Form phänomenalen Gehalts ist, kann man nun sagen: Qualia gibt es nicht. Die theoretische Entität, die durch das, was ich den „kanonischen Qualia-Begriff“ genannt habe, eingeführt wurde, kann eliminiert werden. Kurz: *Qualia in diesem Sinne* existieren nicht und haben auch niemals existiert. Denn es ist eine empirische Tatsache, daß wir für die allermeisten der einfachsten Formen qualitativen Gehalts keine introspektiven Identitätskriterien besitzen. Diana Raffman hat diesen Punkt herausgearbeitet. Sie schreibt:

In der Wahrnehmungspsychologie und der Psychophysik ist es ein Allgemeinplatz, daß, von seltenen Ausnahmen abgesehen¹⁰, die sensorische Unterscheidungsfähigkeit [*discrimination*], die den Dimensionen der Wahrnehmung folgt, diejenige der Identifikation übertrifft. Anders ausgedrückt übertrifft unsere Fähigkeit, zu beurteilen, ob zwei oder mehr Reize dieselben sind oder sich hinsichtlich eines Wahrnehmungsaspekts unterscheiden (z.B. Tonhöhe oder Farbe), bei weitem unser Vermögen, diese Reize als Typen zu identifizieren [*to type-identify*]. Burns und Ward erklären es so: „Versuchspersonen können typischerweise sehr viel mehr Reize unterscheiden, als sie auf einer absoluten Grundlage kategorisieren können, und die Funktionen der Unterscheidung sind stetig und monoton.“¹¹ Wohingegen normale Zuhörer zum Beispiel in der Lage sind, etwa 1400 Tonstufenunterschiede entlang der hörbaren Tonskala zu erkennen¹², können sie diese Tonhöhen nur als Beispiele von etwa achtzig Tonhöhenkategorien erkennen (welche aus einem grundlegenden Satz von zwölf Kategorien konstruiert wurden) oder als einem bestimmten Typ zugehörig identifizieren.¹³ Im visuellen Bereich hat Leo Hurvich beobachtet, daß „es sehr viel weniger identifizierbare [Farbtöne] gibt als voneinander unterscheidbare. Nur etwa ein Dutzend Farbtöne können in praktischen Situationen, in denen eine absolute Identifizierung verlangt wird, benutzt werden.“¹⁴ (...)

Der springende Punkt ist deutlich: Wir können Wahrnehmungswerte viel besser unterscheiden (d.h. Urteile über Gleichheit/Ungleichheit abgeben) als sie identifizieren oder wiedererkennen. Man stelle sich zum Beispiel zwei gerade noch merklich unterschiedliche Schattierungen von Rot vor - wir könnten sie Rot₃₁ und Rot₃₂ nennen. Ex hypothesi können wir sie in einer Situation des paarweisen Vergleichs auseinanderhalten, aber wir können sie nicht wiedererkennen - können sie nicht als Rot₃₁ beziehungsweise Rot₃₂ identifizieren - wenn wir sie sehen.¹⁵

Ich werde mich bei allen weiteren Überlegungen auf Diana Raffmans Darstellung und ihre Interpretation der empirischen Daten stützen und verweise meine Leserinnen und Leser hiermit ausdrücklich auf den genannten Text und die dort angegebenen Quellen. Wenn Teile der Daten oder Teile ihrer Interpretation sich als unzutreffend erweisen sollten, dann gilt dies

¹⁰ Die Ausnahmen sind Fälle sogenannter kategorialer Wahrnehmung. Bezüglich der Einzelheiten vgl. Repp 1984 und Harnad 1987.

¹¹ Vgl. Burns & Ward 1977: 457

¹² Vgl. z.B. Seashore 1967: 60.

¹³ Vgl. z.B. Burns & Ward 1977, 1982, Siegel & Siegel 1977a, b. Streng genommen können nur Hörer mit einem sogenannten absoluten Gehör Tonhöhen als solche identifizieren. Hörer (die meisten von uns) mit einem relativen Gehör können lernen, musikalische *Intervalle* zu identifizieren, wenn bestimmte Anhaltspunkte zur Verfügung gestellt werden. Diese Komplikation berührt unser Thema jedoch an keiner Stelle.

¹⁴ Vgl. Hurvich 1981: 2.

¹⁵ Vgl. Raffman 1995: 347ff.

auch für die korrespondierenden Teile meiner Argumentation. Außerdem werde ich die Diskussion der Einfachheit halber zunächst auf Menschen in Standardsituationen und die visuelle Sinnesmodalität, insbesondere auf das Farbsehen einschränken.

Raffmans Überlegungen sind deshalb wichtig, weil sie die Aufmerksamkeit auf die Beschränkung unseres Wahrnehmungsgedächtnisses – *the Memory Constraint* – richten. Sie zeigen, daß es eine Ebene im subjektiven Erleben gibt, die so subtil und feinkörnig ist, daß sie weder der Erinnerung noch dem kognitiven Zugriff zugänglich ist. Außerhalb des phänomenalen Jetzt gibt es keine Form des subjektiven Zugriffs auf diese Ebene. Trotzdem haben wir es hier mit einer disambiguierten und vollständig determinierten Form von phänomenalem Gehalt zu tun. Wir können – das scheint die zentrale Einsicht zu sein – bezüglich dieser feinsten Ebene phänomenaler Nuancen keinen epistemischen Fortschritt erreichen, indem wir die klassische Strategie der analytischen Philosophie einfach immer weiter auf mentale Zustände hin erweitern und jetzt auch phänomenalen Gehalt immer weiter so analysieren, als ob es sprachlicher Gehalt wäre – etwa, als ob es sich bei den fraglichen subjektiven Zuständen um Prädikationen oder Demonstrationen handelt, die aus der Erste-Person-Perspektive auf einen Wahrnehmungszustand erster Ordnung gerichtet werden.¹⁶ In anderen Worten: Raffmans Argumentation markiert genau den Punkt, an dem die begriffsanalytische Strategie an prinzipielle Grenzen stößt. Entweder es gelingt an diesem Punkt, das Qualia-Problem an die empirischen Wissenschaften zu übergeben, oder das Projekt einer naturalistischen Theorie des Bewußtseins käme in größte Schwierigkeiten.

Warum ist das so? Das zentrale Merkmal für die Individuierung mentaler Zustände ist ihr phänomenaler Gehalt, die Art und Weise, wie sie sich aus der Erste-Person-Perspektive anfühlen. Auch Zustände, die – wie etwa Träume oder Halluzinationen – keinen intentionalen Gehalt besitzen, lassen sich anhand ihres phänomenalen Gehalts individuieren. Für das Projekt einer naturalistischen Theorie des Geistes ist es entscheidend, daß wir zuallererst die *einfachsten* Erscheinungsformen dieser besonderen Form von repräsentationalem Gehalt analysieren, um dann schrittweise auch ein Verständnis komplexerer Kombinationen aus solchen Elementarformen erreichen zu können. Die einfachsten Formen phänomenalen Gehalts lassen sich jedoch selbst wiederum *introspektiv* nicht individuieren, weil wir für diese Formen von Gehalt keine transtemporalen und *a fortiori* auch keine im introspektiven Erleben verankerbaren logischen Identitätskriterien besitzen. Das bedeutet: Weder das introspektive Erleben, noch auf dem Output des Wahrnehmungsgedächtnisses operierende kognitive

¹⁶ Vgl. hierzu Lycan 1990, 1996, Loar 1990 und Raffmans Kritik an diesen Strategien, insbesondere in den Abschnitten 2, 4 und 5 von Raffman 1995. Das was Georges Rey als die CRTQ, die *computational-representational theory of thought and qualitative states*, bezeichnet hat ist ein weiteres Beispiel für dieselbe Strategie. Sensorischer Gehalt wird hier im Sinne von Brentano „intentionalisiert“ und auf theoretischer Ebene einer bestimmten Klasse propositionaler Einstellungen angeglichen. Dann kann man jedoch nicht mehr verstehen, was eine sensorische Prädikation im Sinne von Rey wäre, deren Output aus prinzipiellen Gründen nicht mehr durch komputational verstandene Kognition [*the comp-thinking system*] oder durch komputational verstandene Urteile erfaßt [*comp-judged*] werden kann. Doch genau um solche Zustände geht es in Wirklichkeit, wie das empirische Material zeigt. Vgl. den Beitrag von Georges Rey zu diesem Band, insbesondere Abschnitt II.

Prozesse, noch die sich im intersubjektiven Raum ereignende philosophische Begriffsanalyse ermöglichen einen epistemischen Zugriff auf diese einfachsten Formen von Gehalt. Die Primitiven des phänomenalen Repräsentationssystems sind dem Subjekt des Bewußtseins epistemisch unzugänglich. Ich werde gleich noch etwas mehr zum Unterschied zwischen transtemporalen und logischen Identitätskriterien für phänomenale Zustände und Begriffe sagen. Zuerst muß ich ein mögliches Mißverständnis vermeiden.

Natürlich *gibt* es so etwas wie Schemata, zeitlich stabile psychologische Strukturen, die phänomenale *types* erzeugen und diese für unser Denken und Sprechen verfügbar machen. Hier geht es jedoch nicht um die Unaussprechlichkeit phänomenaler *types*. Dies war der zentrale Punkt in Thomas Nagels frühen Arbeiten.¹⁷ Es geht auch nicht um die *Partikularität* solcher einfachsten Formen von phänomenalem Gehalt, um das, was Philosophen als *Tropen* bezeichnen.¹⁸ Der Kernpunkt ist die Unaussprechlichkeit, die introspektive und kognitive Impenetrabilität von phänomenalen *tokens*. Wir besitzen – dies ist Raffmans Terminologie – keine phänomenalen *Begriffe* für die feinsten Nuancen von phänomenalem Gehalt: Wir besitzen einen phänomenalen Begriff von Rot, aber keinen phänomenalen Begriff von Rot₃₂, eine phänomenalen Begriff von Türkis, aber keinen von Türkis₅₇. Wir können also keine Typ-Identifikation dieser einfachsten Formen von sensorischem Gehalt durchführen. In anderen Worten: Wir können solche Zustände nicht phänomenal *als solche re-präsentieren*. Das Problem besteht also gerade nicht darin, daß der besondere, aus der Erste-Person-Perspektive erlebte Gehalt solcher Zustände vielleicht nicht in einer natürlichen Sprache ausgedrückt werden kann. Das Problem besteht darin, daß Wesen mit unserer psychologischen Struktur diesen Gehalt in den allermeisten Wahrnehmungskontexten *überhaupt nicht* wiedererkennen können. Insbesondere zeigen diese empirischen Ergebnisse, daß die auf dem introspektiven Erleben beruhende Interpretation einfachen phänomenalen Gehalts als Instantiierung einer phänomenalen *Eigenschaft* falsch war. Die Eigenschaft ist ein kognitives Konstrukt, welches erst das Resultat einer über das Wahrnehmungsgedächtnis hinausgehenden Erinnerungs- und Kategorisierungsleistung ist. Qualia in diesem Sinne einer phänomenalen Eigenschaft sind aus dem Gedächtnis rekonstruierte kognitive Strukturen und können aus diesem Grunde auch funktional individuiert werden. Natürlich wird auch die Aktivierung eines Farbschemas selbst noch einmal phänomenal repräsentiert und konstituiert eine eigene Form phänomenalen Gehalts, den man als „kategorischen perzeptuellen Gehalt“ bezeichnen könnte. Wenn wir dagegen auf ein als farbig erlebtes Objekt zeigen und sagen: „Dieser Stoff ist dunkelindigo“, dann beziehen wir uns auf einen Aspekt unseres subjektiven Erlebens, der für uns gerade keine Eigenschaft ist, weil wir ihn nicht erinnern können. Deshalb muß unser „kanonischer“ Qualia-Begriff semantisch differenziert werden. Wir benötigen eine Theorie für *zwei* Formen einfachen phänomenalen Gehalts: Die eine Form ist kategorisierbarer sensorischer Gehalt,

¹⁷ Vgl. Nagel 1974.

¹⁸ Tropen sind partikularisierte Eigenschaften, die (im Gegensatz zu Universalien) nicht in mehreren Einzeldingen zugleich instantiiert sein können. Tropen können zwar zur Bestimmung von Einzeldingen benutzt werden, kommen aber genau wie diese nur partikular vor.

wie ihn z.B. die reinen phänomenalen Farben Gelb, Grün, Rot und Blau darstellen, die andere Form ist subkategorialer sensorischer Gehalt, wie er durch alle *anderen* Farbnuancen gebildet wird. Die zweite Form ist so flüchtig, daß sie sich dem kognitiven Zugriff aus prinzipiellen Gründen entzieht.

Trotzdem ist phänomenaler Gehalt auf der feinkörnigsten Ebene¹⁹ der subjektiven Darstellung determinierter Gehalt. Denn es gibt die eben bereits erwähnten Ausnahmen: Ein reines Rot, das keinerlei Blau oder Gelb enthält, ein reines Blau, das keinerlei Grün oder Rot enthält, und auch ein reines Gelb und reines Grün sind phänomenale Farben, für die wir tatsächlich das besitzen, was Raffman „phänomenale Begriffe“ nennt.²⁰ Empirische Untersuchungen zeigen, daß wir diese reinen Beispiele ihrer phänomenalen Familien nämlich sehr wohl re-identifizieren können. Für *diese* Beispiele puren phänomenalen Gehalts besitzen wir tatsächlich transtemporale Identitätskriterien. Der Grad der Bestimmtheit ist jedoch für alle inneren Zustände gleich: Introspektiv erleben wir keinen Unterschied in dem Grad der Determiniertheit von reinem Gelb und Gelb₂₁₈. Deshalb kann man auch nicht sagen, solche Zustände seien bestimmbar, aber nicht bestimmt, unser Erleben sei letztlich nur genau so feinkörnig wie die Begriffe, mit denen wir unsere Wahrnehmungszustände erfassen. Wegen der Beschränkung unseres Wahrnehmungsgedächtnisses ist es, auch wenn es so etwas wie eine „Sprache des Geistes“ tatsächlich geben sollte, für die allermeisten dieser Zustände prinzipiell unmöglich, eine subjektive Reidentifikation vorzunehmen. Auf der untersten Stufe phänomenalen Erlebens gibt es sozusagen nur Anschauung und keine Begriffe. In Diana Raffmans Worten: „*Weil sich unsere Erlebnisse außergewöhnlicher und gewöhnlicher Farbtöne hinsichtlich des Grades ihrer Bestimmtheit introspektiv ähneln, sie aber in radikal unterschiedlicher Weise konzeptualisiert werden, kann die Introspektion dieser Erlebnisse nicht auf der begrifflichen Ebene erklärt werden.*“²¹

Kann man deshalb sagen, daß diese Stufe des sensorischen Bewußtseins epistemisch blind ist? Die empirischen Daten zeigen, daß einfacher phänomenaler Gehalt sehr wohl etwas ist, worüber man sich täuschen kann. Man kann sich zum Beispiel über seine transtemporale Identität täuschen: Es scheint so zu sein, daß es eine weitere höherstufige Form von phänomenalem Gehalt gibt, nämlich das subjektive Erlebnis der *Selbigkeit*, und daß diese Form von Gehalt nicht immer auch eine Form von *epistemisch gerechtfertigtem* Gehalt ist.²² Sie stellt nicht unbedingt eine Form von Wissen dar. Denn in Wirklichkeit geben wir ständig

¹⁹ In einer früheren Monographie hatte Raffman diese Ebene auch als den „N-level“ bezeichnet, die Ebene der phänomenalen *Nuancen*. Auf der Ebene der Nuancen findet die flachste und „rohste“ Repräsentation (z.B. eines musikalischen Signals) statt, auf die der Hörer bewußten Zugriff hat. „N-level-representations“ sind nicht-grammatische und nicht-strukturierte phänomenale Repräsentationen. Vgl. zum Beispiel Raffman 1993: 67f.

²⁰ Vgl. Raffman 1995: 358, insbesondere Fußnoten 30 und 31; siehe auch Clark 1993.

²¹ Vgl. Raffman 1995: 359.

²² An diesem Punkt wird es wichtig, zwischen dem phänomenalen Erleben von Selbigkeit und Selbigkeit als dem intentionalen Gehalt mentaler Repräsentationen zu unterscheiden. Ruth Garrett Millikan (1997) bietet eine Untersuchung der verschiedenen Möglichkeiten an, die ein System einsetzen kann, um die Identität von Eigenschaften für sich selbst mental zu markieren und kritisiert Versuche, „Identität“ als ein zeitloses Abstraktum zu konzipieren, das von der zeitlichen Dynamik der realen Repräsentationsprozesse unabhängig ist, mit deren Hilfe es von ihm erfaßt wird.

Identitätsurteile über subkategoriale Formen von sensorischem Gehalt ab, die - das wird nun deutlich - streng genommen nur in sehr wenigen Fällen epistemisch gerechtfertigt sind. In vielen Fällen wird man sagen können: Das phänomenale Erleben interpretiert nicht-transitive Ununterscheidbarkeitsrelationen zwischen Einzelvorkommnissen als echte Äquivalenzrelationen. Dieser Punkt hatte ebenfalls bereits Clarence Irving Lewis beschäftigt. Es ist interessant und reizvoll, sich in diesem neuen Kontext - dem Kontext des phänomenalen Erlebens von *Selbigkeit* - die entsprechende Passage noch einmal zu vergegenwärtigen:

Weil das Erfassen eines präsentierten Quale unmittelbar ist, besteht bezüglich desselben kein Zwang zur Verifikation. Es ist unmöglich, sich darüber zu täuschen. Seiner gewahr zu sein ist kein Urteil in irgendeinem Sinn, in dem ein Urteil etwas ist, was verifiziert werden könnte, es ist kein Wissen in irgendeinem Sinne, in dem „Wissen“ das Gegenteil von Irrtum konnotiert. Man könnte sagen, daß das Wiedererkennen des Quale ein Urteil des Typs „Dies ist dasselbe unaussprechliche ‚Gelb‘, das ich gestern gesehen habe“ ist. Auch wenn ich damit riskiere, meine Leser zu langweilen: Ich muß darauf hinweisen, daß bei der Interpretation einer solchen Aussage ein Spielraum für eine subtile Konfusion existiert. Wenn das, was mit der Zuschreibung der Selbigkeit zum Quale gestern und heute gemeint ist, der unmittelbare Vergleich des Gegebenen mit einem Erinnerungsbild sein sollte, dann gibt es ganz bestimmt einen solchen Vergleich und man könnte sich auch dafür entscheiden, ihn als ein „Urteil“ zu bezeichnen. Ich würde lediglich hervorheben, daß, genau wie beim Gewährsein eines einzelnen präsentierten Quale, ein solcher Vergleich unmittelbar und unbezweifelbar ist. Verifikation wäre diesbezüglich bedeutungslos. Wenn irgendjemand die Annahme vertreten sollte, daß ein solcher direkter Vergleich eben das ist, was generell gemeint ist mit Identitätsurteilen bezüglich der Qualität von etwas, das gestern erlebt wurde, und etwas, das jetzt präsentiert wird, dann hätte er ganz offensichtlich einen sehr eingeschränkten Begriff von Gedächtnisleistungen als Mittel zum Wissenserwerb.²³

Gedächtnisleistungen als Mittel des epistemischen Fortschritts stehen uns, das zeigt das empirische Material, nicht für alle Formen phänomenalen Gehalts zur Verfügung. Funktional gesehen macht dies zunächst guten Sinn: Während der aktuellen Konfrontation mit einer Reizquelle ist es sinnvoll, den großen Informationsreichtum direkt reizgebundener Wahrnehmungszustände für Diskriminationsleistungen ausnutzen zu können. Ein Lebewesen muß anhand der Farbe oder des Dufts einer vor ihm liegenden Frucht erkennen können, ob diese reif oder bereits faul ist. Den enormen Reichtum der direkten sinnlichen Konfrontation mit in über das Kurzzeitgedächtnis hinausgehende mentale Speichermedien zu übernehmen, wäre dagegen unökonomisch: Die Reduktion des sensorischen Datenstroms war allem Anschein nach für mit begrenzten Ressourcen operierende Systeme eine zwingende Vorbedingung, um kognitive Leistungen überhaupt entwickeln zu können. Wenn ein Lebewesen Klassen von Früchten und die ihnen entsprechenden Farben und Düfte phänomenal *re-präsentieren* und damit dem globalen Zugriff für Kognition und Handlungskontrolle zur Verfügung stellen muß, dann ist eine hohe Informationslast dabei eher hinderlich. Unter den Bedingungen des evolutionären Selektionsdrucks hätte es mit Sicherheit einen Nachteil bedeutet, wenn dieses Lebewesen gezwungen oder auch nur in der Lage gewesen wäre, sich an jede einzelne Farbschattierung oder Duftnote zu erinnern, die es

²³ Vgl. Lewis 1929: 125 (Deutsche Übersetzung TM).

sensorisch diskriminieren kann.

Die interessante Tatsache ist nun, daß wir die automatische Beschränkung unseres Wahrnehmungsgedächtnisses in der ständigen Überlagerung von Perzeption und Kognition häufig nicht zu bemerken scheinen. Insbesondere ist das subjektive *Erleben* der Selbigkeit zwischen zwei zu verschiedenen Zeiten aktiven Formen phänomenalen Gehalts selbst wieder durch das Merkmal der scheinbar direkten, scheinbar unmittelbaren Gegebenheit charakterisiert – dies ist Lewis' Punkt. Was wir jetzt durch empirische Untersuchungen lernen, ist die Tatsache, daß diese höherstufige Form phänomenalen Gehalts, das Selbigkeitserleben, möglicherweise in vielen Fällen nicht epistemisch gerechtfertigt ist. Was wir im sinnlichen Bewußtsein erleben, ist nämlich genaugenommen subkategorialer Gehalt, es sind eben in den meisten Wahrnehmungskontexten gerade nicht phänomenale *Eigenschaften*, die durch unsere Wahrnehmungsvorgänge instantiiert werden – auch wenn eine unreflektierte Sprachpraxis uns dies suggeriert. Plausibel dagegen erscheint, daß das von mir als der kanonische Qualia-Begriff zugrunde gelegte Ausgangskonzept sich in Wirklichkeit auf eine höherstufige Form phänomenalen Gehalts bezieht, die tatsächlich existiert: Qualia in diese klassischen Sinne sind eine *Kombination* aus einfachem nicht-begrifflichen Gehalt und einem nur in sehr wenigen Wahrnehmungskontexten epistemisch gerechtfertigten Identitätserleben.

Jetzt müssen zwei wichtige Fragen beantwortet werden: Was ist die Beziehung zwischen logischen und transtemporalen Identitätskriterien? Und: Was genau sind eigentlich die in der Literatur²⁴ immer wieder auftauchenden „phänomenalen Begriffe“ oder *phenomenal concepts*? Die Antwort auf die erste Frage könnte folgendermaßen lauten: Logische Identitätskriterien werden auf einer metasprachlichen Ebene angewandt. Eine Person kann mit Hilfe dieser Kriterien entscheiden, ob sie einen bestimmten Namen oder Begriff verwendet - zum Beispiel, um sich damit auf eine bestimmte Form phänomenalen Gehalts - etwa Rot_{31} - zu beziehen. Die Wahrheitsbedingungen für Identitätsaussagen dieses Typs sind semantischer Natur. In diesem Fall heißt das: Die Verfahren, um die Wahrheit solcher Aussagen festzustellen, sind begriffsanalytischer Natur. Transtemporale Identitätskriterien dagegen helfen einer Person dabei, auf der Objektebene zu unterscheiden, ob ein bestimmter konkreter Zustand - etwa das subjektive Erleben von Rot_{31} - derselbe ist wie zu einem früheren Zeitpunkt. Die Objektebene ist die Ebene des sinnlichen Bewußtseins. Hier geht es nicht um den Gebrauch sprachlicher Ausdrücke, sondern um *Introspektion*. Es geht nicht um begriffliches Wissen, sondern um die Lenkung der visuellen Aufmerksamkeit auf bestimmte sensorische Zustände oder Wahrnehmungsprozesse. Diese Zustände bilden die Objekte, deren Identität über die Zeit hinweg festgestellt wird. Die perzeptuellen Zustände oder Prozesse selbst sind nicht begrifflicher oder propositionaler Natur, denn es sind keine *kognitiven* Prozesse. Auf dieser zweiten epistemischen Ebene geht es um reale Kontinuitäten

²⁴ Vgl. z.B. Burge 1995: 591f, Raffman 1993, 1995 (mit weiteren Verweisen), Raffman im Druck, Loar 1990, Lycan 1990, Rey 1993, Tye 1995: 161ff, 174ff, 189ff.

und Stetigkeiten, um Kausalrelationen und Gesetzmäßigkeiten, unter die die Gegenstände des oben genannten Typs fallen. Die metarepräsentationalen Kriterien, anhand derer das menschliche Nervensystem die transtemporale Identität solcher Zustände in manchen Fällen „für sich selbst“ feststellen kann, sind aber ebenfalls nicht begrifflicher oder propositionaler Natur: Es sind *mikrofunktionale* Identitätskriterien - kausale Eigenschaften von konkreten Wahrnehmungszuständen - von denen man annehmen kann, daß sie sich evolutionär bewährt haben. Sie haben allem Anschein nach auf einer subsymbolischen Ebene der Darstellung für die betreffende Art von Systemen eine funktional adäquate Aufteilung der phänomenalen Repräsentation ihres physikalischen Interaktionsbereichs geleistet. Das empirische Material zeigt nun, daß wir für die allermeisten Formen einfachen phänomenalen Gehalts und in den allermeisten Wahrnehmungskontexten noch nicht einmal Identitätskriterien dieser zweiten Art besitzen. Das Sprechen über Qualia als phänomenalen Eigenschaften erster Ordnung setzt genau dies aber häufig stillschweigend voraus. In anderen Worten: Eine bestimmte einfache Form von mentalem Gehalt wird als das Resultat einer diskursiven epistemischen Leistung behandelt, obwohl es sich in manchen Fällen nur um eine nicht-diskursive, und in vielen Fällen vielleicht *überhaupt nicht* um eine epistemische Leistung handelt.

Nun zur zweiten Frage, der Frage nach den in der Literatur häufig auftauchenden *phenomenal concepts*. Zunächst muß man sehen, daß es sich hier um eine terminologisch unglückliche Redeweise handelt: Natürlich sind nicht die Begriffe *selbst* phänomenal. Phänomenale Zustände sind etwas Konkretes, Begriffe sind etwas Abstraktes. Man muß deshalb mindestens die folgenden Fälle unterscheiden:

- Fall 1: Abstrakta können den Gehalt phänomenaler Repräsentationen bilden, zum Beispiel, wenn wir das kognitive Operieren mit Begriffen oder auch die Bildung neuer Begriffe selbst subjektiv noch einmal erleben.
- Fall 2: Begriffe in einer *mentalen* Sprache des Geistes können sich (demonstrativ oder prädikativ) auf den phänomenalen Gehalt mentaler Zustände beziehen, zum Beispiel auf primitiven phänomenalen Gehalt erster Ordnung, wie er durch sensorische Diskriminationsleistungen vorübergehend aktiviert wird.
- Fall 3a: Begriffe in einer *öffentlichen* Sprache können sich auf den phänomenalen Gehalt mentaler Zustände beziehen, zum Beispiel auf einfachen phänomenalen Gehalt im obigen Sinne. Auf metasprachlicher Ebene sind die logischen Identitätskriterien bei der Verwendung solcher Ausdrücke *introspektive Erlebnisse*, zum Beispiel das oben bereits erwähnte subjektive Erleben von *Selbigkeit*. Beispiele für eine solche Sprache liefern die Alltagspsychologie oder die philosophische Phänomenologie.
- Fall 3b: Begriffe in einer *öffentlichen* Sprache können sich auf den phänomenalen Gehalt mentaler Zustände beziehen, zum Beispiel auf einfachen phänomenalen Gehalt. Auf metasprachlicher Ebene sind die logischen Identitätskriterien bei der

Verwendung solcher Begriffe öffentlich zugängliche Eigenschaften, etwa solche der neuronalen und funktionalen *Korrelate* dieses aktiven, sensorischen Gehalts. Ein Beispiel für eine solche Sprache könnte die mathematische Formalisierung empirisch gewonnener Daten sein, etwa eine Vektoranalyse des neuronalen Aktivierungsmusters, das einem bestimmten Farberlebnis zugrunde liegt.

Fall 1 bildet nicht das Thema der gegenwärtigen Überlegungen. Fall 2 ist der Gegenstand von Diana Raffmans Kritik. Ich halte diese Kritik für sehr überzeugend, werde sie aber an dieser Stelle nicht weiter diskutieren - auch deshalb, weil die Annahme einer Sprache des Geistes schon unter empirischen Gesichtspunkten sehr unplausibel ist. Fall 3a setzt voraus, daß wir rationale und epistemisch gerechtfertigte Überzeugungen²⁵ bezüglich einfacher Formen phänomenalen Gehalts bilden können, in denen bestimmte Begriffe vorkommen. Die Annahme ist dabei, daß es formale, metasprachliche Identitätskriterien für solche Begriffe geben kann, die auf *materialen* Identitätskriterien beruhen, welche die jeweilige Person auf der Objektebene einsetzt, um die *transtemporale* Identität dieser Objekte - in diesem Fall einfacher Formen sensorischen Gehalts - für sich zu markieren.²⁶ Die Erfüllung dieser materialen Identitätskriterien ist der Annahme zufolge etwas, was sich direkt aus der subjektiven Erfahrung selbst ablesen läßt, und zwar deshalb, weil wir im subjektiven Erleben von sensorischer Selbigkeit die phänomenale Repräsentation dieser transtemporalen Identität auf der Objektebene automatisch in einer Weise durchführen, die ihre epistemische Rechtfertigung bereits mit sich bringt. Und genau diese Hintergrundannahme ist in den allermeisten perzeptuellen Kontexten falsch: Das empirische Material zeigt, daß wir über diese transtemporalen Identitätskriterien nicht verfügen. Daraus folgt, daß auch die entsprechenden Begriffe *prinzipiell* nicht introspektiv gebildet werden können. In anderen Worten: Der phänomenologische Ansatz ist zumindest bezüglich dieser einfachsten Formen phänomenalen Gehalts zum Scheitern verurteilt, eine deskriptive Psychologie kann es bezüglich der allermeisten einfachsten Formen von phänomenalem Gehalt nicht geben. Die einzige erfolgversprechende Strategie, um einen epistemischen Fortschritt im Sinne eines *begrifflichen* Fortschritts zu erreichen, wird durch den letzten Fall, durch Fall 3b charakterisiert. Es sind die neuronalen und funktionalen Korrelate der entsprechenden phänomenalen Zustände, die uns sowohl die transtemporalen als auch die logischen Identitätskriterien liefern können, nach denen wir suchen. In anderen Worten: Neurophänomenologie ist möglich, Phänomenologie ist unmöglich. Für die feinste und subtilste Ebene des sensorischen Bewußtseins gilt: Begrifflicher Erkenntnisfortschritt durch empirische Forschungsprogramme ist möglich, begrifflicher Erkenntnisfortschritt durch Introspektion ist prinzipiell unmöglich.

²⁵ Zur Unterscheidung zwischen phänomenalen und nicht-phänomenalen Überzeugungen vgl. Nida-Rümelin 1995.

²⁶ Zu den möglichen Strategien und „*identity markers*“, die ein System zur Lösung dieses Problems benutzen könnte, vgl. wiederum Millikan 1997.

3. Ein Argument zur Elimination des klassischen Qualia-Begriffs

Aus den vorangegangenen Überlegungen läßt sich ein einfaches Argument zur Elimination des klassischen Qualia-Begriffs entwickeln.

Das Argument:

- 1) *Hintergrundannahme*: Ein rationales und intelligibles epistemisches Ziel auf dem Weg zu einer Theorie des Bewußtseins besteht darin, ein besseres Verständnis der einfachsten Formen phänomenalen Gehalts zu erarbeiten.
 - 2) *Existenzannahme*: Es existieren einfachste, disambiguierte Formen phänomenalen Gehalts.
 - 3) *Empirische Prämisse*: Die Repräsentationssysteme, in denen diese Formen von Gehalt aktiviert werden, besitzen aus kontingenten Gründen keine transtemporalen Identitätskriterien für die meisten dieser einfachsten Formen von Gehalt. Darum können Introspektion und die phänomenologische Methode uns weder transtemporale, noch logische Kriterien dieser Art liefern.
-
- 4) **Konklusion**: Qualia im Sinne des hier zur Grunde gelegten „kanonischen“ Qualia-Begriffs phänomenaler Eigenschaften erster Ordnung sind nicht die einfachste Form von phänomenalem Gehalt.
 - 5) **Konklusion**: Qualia im Sinne des hier zur Grunde gelegten „kanonischen“ Qualia-Begriffs phänomenaler Eigenschaften erster Ordnung existieren nicht.

Hier geht es jedoch nicht um die ontologische Elimination von Qualia im Sinne von Clarence Irving Lewis. Unser epistemisches Ziel ist ein begrifflicher Fortschritt im Sinne einer semantischen Differenzierung. Die erste Form von einfachem Gehalt - *kategorisierbarer* sensorischer Gehalt - läßt sich funktional individuieren, weil die Aktivierung eines Farbschemas im Wahrnehmungsgedächtnis mit Systemzuständen einhergeht, die wir über ihre kausale Rolle beschreiben können. Dies ist bereits klar. Dasselbe gilt für die mentale Repräsentation von Selbigkeit. Im nächsten Schritt kann man nun auf erkenntnistheoretischer Ebene dafür argumentieren, daß auch und gerade die einfachste Form phänomenalen Gehalts - also *nicht-kategorisierbarer* sensorischer Gehalt - einer reduktiven Erklärung prinzipiell zugänglich ist. Dazu erweitert man die Prämissenmenge um eine zusätzliche epistemologische Annahme (3):

- 1) *Hintergrundannahme*: Ein rationales und intelligibles epistemisches Ziel auf dem Weg zu einer Theorie des Bewußtseins besteht darin, ein besseres Verständnis der einfachsten Formen phänomenalen Gehalts zu erarbeiten.

- 2) *Existenzannahme*: Es existieren einfachste, disambiguierte Formen phänomenalen Gehalts.
 - 3) *Erkenntnistheoretische Prämisse*: Um diese Formen von Gehalt theoretisch zu erfassen, müssen die logischen Identitätskriterien für sich auf sie beziehende Begriffe bestimmt werden. Der Einsatz logischer Identitätskriterien setzt immer den Besitz transtemporaler Identitätskriterien voraus.
 - 4) *Empirische Prämisse*: Die Repräsentationssysteme, in denen diese Formen von Gehalt aktiviert werden, besitzen aus kontingenten Gründen keine transtemporalen Identitätskriterien für diese einfachsten Formen von Gehalt.
-
- 5) **Konklusion**: Die logischen Identitätskriterien für sich auf diese Form von Gehalt beziehende Begriffe können nur durch eine andere epistemische Strategie geliefert werden.

An diese Konklusion kann man dann ein einfaches Plausibilitätsargument anschließen:

- 6) Es ist eine empirisch plausible Annahme, daß sowohl transtemporale, als auch die logischen Identitätskriterien sich aus funktionalen bzw. neurowissenschaftlichen Eigenschaften der physischen Korrelate einfachen sensorischen Gehalts entwickeln lassen.
-
- 7) Die einfachsten Formen phänomenalen Gehalts können funktional individuiert werden.

Man sieht nun deutlich, daß der klassische Begriff von Qualia als den *einfachsten* Formen phänomenalen Gehalts inkohärent war und deshalb eliminiert werden kann. Das heißt natürlich nicht, daß es - ontologisch gesprochen - den einfachen phänomenalen Gehalt, der das epistemische Ziel unserer Bemühungen darstellt, nicht *gibt*. Im Gegenteil: Es gibt diesen einfachen, unaussprechlichen Gehalt *und* gibt es höherstufige bzw. funktional reichhaltigere Formen einfachen phänomenalen Gehalts, zum Beispiel *kategorialen* perzeptuellen Gehalt oder das Erleben von subjektiver „Selbigkeit“ beim sofortigen Wiedererkennen der reinen Farbtöne. Vielleicht kann man die letzten beiden Fälle als eine funktional starre und automatische Kopplung einfachen phänomenalen Gehalts an ein kognitives bzw. metakognitives Schema interpretieren. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß es Formen des epistemischen Zugriffs auf Elemente der basalen Ebene gibt, die selbst wieder nicht-begrifflicher Natur sind. Viel wichtiger ist jedoch, daß man zuerst zu einer informativen Analyse der ersten und allereinfachsten Form von Gehalt kommt, die wir fälschlicherweise als Exemplifikation von phänomenalen Eigenschaften erster Ordnung interpretiert haben. Die

weiterführende Frage lautet deshalb: Worüber haben wir in der Vergangenheit gesprochen, als wir über Qualia *in diesem Sinne* gesprochen haben? Die Antwort auf diese Frage muß darin bestehen, ein funktionalistisches Folgekonzept für die erste der drei semantischen Komponenten des eliminierten Ausgangsbegriffs zu entwickeln.

4. Präsentationaler Gehalt

Präsentationaler Gehalt ist die einfachste Form von phänomenalem Gehalt. Die Aktivierung von präsentationalem Gehalt ist das Ergebnis eines dynamischen Prozesses, den ich ab jetzt als mentale *Präsentation* bezeichnen werde. Was ist mentale Präsentation? Mentale Präsentation ist ein physisch realisierter Vorgang, den man durch eine dreistellige Relation zwischen einem System, einem internen Zustand dieses Systems und einem Weltausschnitt beschreiben kann: Unter Standardbedingungen erzeugt dieser Vorgang einen internen Zustand, ein mentales *Präsentat*, dessen Gehalt für ein System die aktuelle Gegenwart eines Präsentandums signalisiert (d.h. eines Elements einer Disjunktion aus physikalischen Eigenschaften, die keine natürliche Art bilden).²⁷ Ob es sich dabei auch um eine Form von intentionalem Gehalt im engeren Sinne handelt, ist in dem hiesigen Kontext nicht entscheidend.²⁸ Auf jeden Fall sind wir hier mit einer nicht-begrifflichen Form von mentalem Gehalt konfrontiert, die ihrerseits introspektiv nicht kategorisiert werden kann: Die „direkte“ kognitive Bezugnahme auf diesen Gehalt als solchen scheitert. Denn der Gehalt eines Präsentats ist etwas, das nur bei konstantem Input aufrechterhalten und mit den internen Ressourcen des Systems nicht in seinem vollen Informationsgehalt *re-präsentiert* werden kann. Präsentate sind immer reizgebundene²⁹ Zustände, die nicht ins Wahrnehmungsgedächtnis übernommen werden können. In Standardsituationen ist ihr Gehalt zudem modalitätsspezifisch. Präsentationaler Gehalt ist außerdem immer *aktiver* Gehalt: Aktive Präsentate sind immer dann Gegenstände unserer Aufmerksamkeit, wenn wir diese auf den phänomenalen Charakter unserer aktuellen Wahrnehmungsvorgänge lenken - also nicht darauf, *was* wir sehen, sondern darauf, daß wir es *sehen*. Das begrenzte Auflösungsvermögen solcher metarepräsentationalen Prozesse ist genau diejenige funktionale Eigenschaft, die dazu führt, daß präsentationaler Gehalt uns dann als *primitiver* Gehalt erscheint. Seine subjektiv erlebte Einfachheit ist somit das Resultat der jeweiligen funktionalen Architektur und darum

²⁷ Zum Begriff eines mentales Präsentats vgl. auch Metzinger 1993. Bezüglich der Unmöglichkeit einer strengen Eins-zu-eins-Abbildung von phänomenalen Qualitäten auf physikalische Eigenschaften siehe Lanz 1996.

²⁸ Vgl. hierzu auch den Beitrag von Michael Tye in diesem Band. Ich selbst denke in eine ähnliche Richtung (siehe auch Fußnote 39), glaube jedoch, daß der repräsentationalistische Ansatz, um Qualia theoretisch integrieren zu können, eben genau um eine *präsentationalistische* Analyseebene für die einfachsten Formen perzeptuellen Gehalts erweitert werden muß, und daß auf dieser Ebene aus den bekannten Gründen eine einfache Kovarianztheorie nicht greifen kann: Präsentationaler Gehalt scheint stärker mit *internen* kausalen Eigenschaften des Systems zu kovariieren, als mit externen Eigenschaften der Welt. Zu diesem Punkt vgl. auch die von Austen Clark eingeführte Unterscheidung zwischen den „distalen funktionalen Rollen“ und den „proximalen funktionalen Rollen“ qualitativer Zustände in Clark 1993: 201ff.

²⁹ Das gilt auch für solche Zustände, in denen das Gehirn selbsterzeugte Eigenreize auf sensorischen Bahnen weiterverarbeitet, z.B. in Träumen oder bei Halluzinationen.

immer relativ zu einer bestimmten Klasse von Systemen. Interessanterweise gibt es außerdem auf empirischer Ebene starke Hinweise darauf, daß in außergewöhnlichen Wahrnehmungskontexten kausal wirksame Formen von *nicht-phänomenalem* präsentationalen Gehalt aktiviert werden können: Bei Blindsichtpatienten zum Beispiel läßt sich innerhalb des Skotoms eine Empfindsamkeit für verschiedene Wellenlängen demonstrieren, die nicht nur der normalen Form der Sensitivitätskurve entspricht, sondern - ohne jedes subjektive Farberleben - die erfolgreiche Diskrimination von Farbreizen mit Hilfe von in *normalen* Wahrnehmungskontexten gebildeten Prädikaten wie „blau“ oder „rot“ ermöglicht.³⁰ Solche und andere Ergebnisse aus den empirischen Wissenschaften werden in Zukunft einen immer stärkeren Eingang in die philosophische Theoriebildung finden müssen. Ich will diese Daten hier jedoch nicht diskutieren, sondern nur ein begriffliches Angebot für weitere Diskussionen machen: „Mentale Präsentation“ oder „präsentationaler Gehalt“ könnten zu Folgebegriffen für das werden, was wir früher „Qualia“ oder „phänomenale Eigenschaften erster Ordnung“ genannt haben.

Eine Vorbemerkung. Um Mißverständnisse zu vermeiden muß ich (wie bereits an anderer Stelle³¹) darauf hinweisen, daß es mir hier nicht primär um den erkenntnistheoretischen Sinn von Präsentation geht. Weiterhin geht es auch nicht um eine direkte Anknüpfung an den Begriff der „Gegenwärtigung“ bei Husserl und Heidegger oder andere frühere Begriffe der Präsentation etwa bei Meinong, Spencer oder Bergson, noch sind implizite Parallelen in der Verwendung des Begriffs „Präsentation“ bei Gegenwartsautoren wie Shanon³², Honderich³³ oder Searle³⁴ intendiert. Insbesondere sind mentale Präsentationen in dem von mir intendierten Sinn keine Zustände, die „Eigenschaften der jeweiligen Reizquelle exemplifizieren, indem sie einen bestimmten Reiz präsentieren.“³⁵ Ich verwende den Begriff hier eher im Sinne einer funktionalistischen Neurophänomenologie, und nicht in einem erkenntnistheoretischen Interesse. Was ist der Unterschied?

In einem primär erkenntnistheoretischen Sinne von Präsentation zu sprechen, könnte zum Beispiel bedeuten, die einfachsten Formen phänomenalen Gehalts als aktive, eigenschaftsexemplifizierende ikonische Zeichen zu interpretieren.³⁶ Weil hier der Vorgang der Präsentation nach einem externen, auf der personalen Beschreibungsebene erfaßten Vorgang der sinnlichen Wahrnehmung – zum Beispiel dem Zeigen eines Farbmusters oder einer Stoffprobe - modelliert wird, entsteht in der Anwendung auf einfache phänomenale Zustände wieder der notorische Klassiker der Philosophie des Geistes, das Homunkulus-Problem: Das, was Daniel Dennett die „intentionale Einstellung“ genannt hat, wird ins

³⁰ Vgl. Stoerig und Cowey 1992, Brent *et al.* 1994, Barbur *et al.* 1994. Einen hervorragenden Überblick bietet Weiskrantz 1997.

³¹ Vgl. Metzinger 1993: 75; Fußnote 64.

³² Vgl. Shanon 1993.

³³ Vgl. Honderich 1994.

³⁴ Vgl. Searle 1983.

³⁵ Vgl. Schumacher 1996: 932.

³⁶ Einen guten Überblick über die Problematik gibt Ralph Schumacher, vgl. Schumacher 1996.

System hineingetragen, weil es nun auch noch ein inneres *Subjekt* der Präsentation geben muß. Interessanterweise gilt genau dasselbe auch für den Begriff der „Repräsentation“. Rein begriffsgeschichtlich gesehen taucht das semantische Element von „Stellvertretung“ bereits in einem juristischen Text aus dem 4. Jahrhundert auf³⁷: Auch hier wurde der semantische Gehalt des theoretischen Konzepts also *zuerst* nach einem interpersonellen Verhältnis im öffentlichen Raum modelliert. Im frühen Mittelalter bezog der Begriff sich überwiegend auf konkrete Dinge und Handlungen, „Vorstellung“ im psychologischen Sinne ist erst ein später hinzutretendes Bedeutungselement. Wenn man also das Qualia-Problem unter den Grundannahmen einer naturalistischen Theorie mentaler Repräsentation auflösen will, indem man - wie ich es hier tue - eine Unterscheidung zwischen präsentationalem und repräsentationalem Gehalt einführt, dann muß man zuallererst und auf beiden Ebenen eine Lösung für das Homunkulus-Problem anbieten können. Man muß sagen können, in welchem Sinne auch die phänomenale Erste-Person-Perspektive und das phänomenale Selbst einer präsentationalistischen bzw. repräsentationalistischen Analyse zugänglich sind.³⁸

Außerdem ist es unabdingbar, ein zweites Implikat der Annahme zu vermeiden, daß mentale Präsentation eine epistemisch direkte Verbindung vom Subjekt zur Welt schafft. Abgesehen davon, daß diese Annahme selbst unter empirischen Gesichtspunkten mehr als fragwürdig ist, wäre dieses Implikat genauso absurd wie die Annahme eines kleinen Männchens im Kopf, das Materialproben und Stellvertreter von Sachverhalten betrachtet. Ralph Schumacher hat diesen Punkt in seiner Kritik an Benny Shanon sehr deutlich hervorgehoben:

Präsentierende ikonische Zeichen sind dadurch gekennzeichnet, daß das exemplifizierende Zeichen die exemplifizierte Eigenschaft selbst aufweisen muß. Wenn zum Beispiel mit einer Stoffprobe eine bestimmte Farbe exemplifiziert werden soll, dann muß diese Probe die betreffende Farbe besitzen. Diese Bedingung ist nicht hinreichend, denn der bloße Umstand, daß etwas eine bestimmte Eigenschaft besitzt, macht es noch nicht zu einem exemplifizierenden Zeichen der betreffenden Eigenschaft. Vielmehr muß hinzukommen, daß es als exemplifizierendes Zeichen verwendet wird. Aber die obige Bedingung ist notwendig, denn es kann kein exemplifizierendes Zeichen geben, das die exemplifizierte Eigenschaft nicht selber besitzt. ...

Während diese Besonderheit von Exemplifikationen unproblematisch ist, sofern es sich dabei nicht um mentale Entitäten handelt, spricht sie entschieden gegen die Annahme mentaler exemplifizierender Zeichen. Denn es ist extrem unplausibel, anzunehmen, es gäbe im Geist solche Zeichen, die diejenigen Eigenschaften (z.B. die Eigenschaften hölzern oder viereckig zu sein) aufweisen, die von ihnen exemplifiziert werden.³⁹

Es gibt noch einen weiteren Grund, aus dem die einfachsten Formen phänomenalen Gehalts

³⁷ Vgl. Podlech 1984: 510; dazu aber auch insbesondere Scheerer 1991. Aus Scheerers Untersuchung geht hervor, daß es einen klar benennbaren griechischen Prototyp des Begriffs *repraesentatio* nicht gibt. Es hat aber den Anschein, als tauchten alle heutigen Bedeutungselemente von „Repräsentation“ bereits in der lateinischen Fassung auf. Für die Römer bedeutet *repraesentare* etwas vorher Abwesendes – zunächst in einem sehr wörtlichen Sinn - wieder *in die Gegenwart zu bringen*.

³⁸ Ich habe dies an anderer Stelle versucht. Vgl. Metzinger 1993, 1994, 1996.

³⁹ Vgl. Schumacher 1996: 930, 931. Vgl. zu diesem Punkt auch Lanz 1996.

nicht als Eigenschaftsexemplifikationen angesehen werden können. Ich habe ihn in den beiden vergangenen Abschnitten erläutert: Um die fraglichen Zustände als Exemplifikationen von *Eigenschaften* verwenden zu können, müßte das entsprechende Repräsentationssystem transtemporale und logische Identitätskriterien für ihren Gehalt besitzen. Logisch möglich sind solche Systeme vielleicht. Empirische Überlegungen zeigen jedoch, daß wir Menschen nicht zu dieser Klasse von Systemen gehören. Dies ist das schlagende Argument gegen jede begriffliche Interpretation der einfachsten Formen sensorischen Gehalts als einer Eigenschaftsexemplifikation (im Sinne des oben genannten Falls 3a, also der „klassisch-phänomenologischen“ Variante). Auch die klassisch-kognitivistisch orientierten Strömungen in der analytischen Philosophie des Geistes werden sich damit abfinden müssen: Unser eigenes Bewußtsein ist zu subtil und zu flüssig, als daß es sich auf theoretischer Ebene selbst wieder nach linguistischen und öffentlichen Repräsentationssystemen modellieren ließe.⁴⁰ Gute Ansätze zur Überwindung der traditionellen Unterscheidung zwischen Perzeption und Kognition in Richtung auf eine wesentlich differenziertere Theorie sowohl intentionalen als auch phänomenalen Gehalts gibt es seit längerer Zeit: Vielleicht ist die kleinste Einheit sowohl von Kognition als auch von bewußtem Erleben der Aktivierungsvektor.⁴¹

Zurück zur Ausgangsfrage: Was ist *phänomenale* Präsentation, wenn man die epistemische Lesart von „Präsentation“ zunächst einmal außer acht läßt? Ich möchte diesen Beitrag abschließen, indem ich drei besonders interessante Merkmale der von mir anvisierten Form von phänomenalem Gehalt hervorhebe, die als Ausgangspunkt einer funktionalen Analyse dienen könnten. Einfacher phänomenaler Gehalt läßt sich nämlich durch drei interessante phänomenologische Prinzipien charakterisieren, die häufig übersehen werden. Diese Prinzipien können vielleicht dabei helfen, den neuen Begriff des „präsentationalen Gehalts“ zukünftig auch empirisch - also *neurophänomenologisch* - zu verankern.

⁴⁰ Diana Raffman hat diesen Punkt in einem neueren Texte ausführlich diskutiert und an einer Reihe von Beispielen auch nicht-propositionaler Natur belegt. Vgl. Raffman im Druck.

⁴¹ Das würde bedeuten, daß man nicht nur für den *intentionalen* Gehalt mentaler Zustände eine Zustandsraum-Semantik (etwa im Sinne von P.M. Churchland 1986; vgl. hierzu auch die Kritik von Fodor und LePore 1996 und die Antwort der Churchlands a.a.O.) entwickeln kann, sondern auch für ihren *phänomenalen* Gehalt (etwa im Sinne von Austen Clark 1993). Ausgehend von elementaren Diskriminationsleistungen kann man „Qualitätsräume“ oder „sensorische Ordnungen“ konstruieren, für die dann etwa gilt, daß die Anzahl der einem System innerhalb einer Sinnesmodalität möglichen qualitativen Enkodierungen durch die *Dimensionalität* des Raumes gegeben ist, daß jede partikuläre Aktivierung der von mir hier als „präsentational“ bezeichneten Form von Gehalt einem *Punkt* in diesem Raum entspricht, der seinerseits durch eine Äquivalenzklasse bezüglich der Eigenschaft einer globalen Ununterscheidbarkeit definiert ist, und daß das subjektive Erleben von *kategorisierbarem* qualitativen Gehalt der phänomenalen Repräsentation einer *Region* oder einem *Volumen* in einem solche Raum gleichkommt. Werden eine gegenwärtig aktive Volumen-Repräsentation und eine im Langzeitgedächtnis gespeicherte Repräsentation desselben Typs miteinander verglichen und als isomorph oder hinreichend ähnlich erkannt, kommt es auf phänomenaler Ebene zu dem im Text erwähnten Selbigeiterleben. Alle der drei genannten Formen von phänomenalen Gehalt - die der klassische Begriff einer „phänomenalen Eigenschaft erster Ordnung“ miteinander konfundiert - lassen sich also funktional individuieren. Wenn auf empirischer Ebene bekannt ist, auf welche Weise die auf diese Weise formal beschriebenen Qualitätsräume in einer bestimmten Klasse von Lebewesen neurobiologisch realisiert sind, dann verfügt man über die begrifflichen Mittel, um eine Neurophänomenologie für diese Art von Lebewesen zu entwickeln. Peter Gärdenfors hat eine den beiden eben erwähnten Ansätzen eng verwandte Theorie *konzeptueller Räume* entwickelt, in deren Rahmen sich beschreiben läßt, was eine *Begriffsbildung* ist: „Natürliche Begriffe“ (in seiner Terminologie) sind konvexe Regionen innerhalb eines konzeptuellen Raums. Er schreibt dann: „Ich behaupte zum Beispiel, daß die *Farbausdrücke* natürlicher Sprachen natürliche Begriffe hinsichtlich der psychologischen Repräsentation der drei Farbdimensionen verwenden.“ (Vgl. Gärdenfors 1995: 188)

Das Prinzip der Präsentationalität: Einfacher phänomenaler Gehalt ist immer auch *temporaler* Gehalt. Das bedeutet, daß er immer auch zeitliche Information enthält und diese Information ist immer dieselbe Information: der fragliche Zustand besteht *gerade jetzt*. Weil wir es nicht mit Eigenschaften zu tun haben, können wir hier auch nicht ohne weiteres von Prädikationen oder Demonstrationen aus der Perspektive der ersten Person sprechen.⁴² Trotzdem kann man diesen Punkt durch die folgende Analogie verdeutlichen: Aktive mentale Präsentate sind in dieser Hinsicht die nicht-propositionalen und subkategorialen Analoga zu propositionalen Einstellungen *de nunc*. Die Analogie besteht in dem, was ich die temporale Indikatorfunktion nennen möchte: Sie sind immer an eine bestimmte Gegebenheitsweise gebunden, ihr Gehalt ist subkategorialer Gehalt *de nunc*. Diese spezielle Gegebenheitsweise besteht darin, daß er ausschließlich innerhalb des phänomenalen Gegenwartsfensters aktiviert werden kann: Er besitzt die funktionale Eigenschaft, sehr eng an jene Mechanismen gebunden zu sein, mit denen der Organismus sein eigenes phänomenales Jetzt generiert. Der einfachste phänomenale Gehalt ist nämlich genau das, was wir uns nicht absichtlich vorstellen können und das, woran wir uns nicht erinnern können. In anderen Worten: Rot₃₁ ist ein determinierter phänomenaler Wert, der erstens immer an eine subjektiv repräsentierte Zeitachse gebunden ist und zweitens an den Nullpunkt dieser Zeitachse. Rot₃₁ ist immer Rot₃₁-Jetzt. Und dies ist die phänomenologische Lesart von Präsentation: Präsentation in diesem Sinne ist das Gebundensein an eine subjektive erlebte Gegenwart.

Durch diese kurze Überlegung ist eine funktionale Eigenschaft benannt, mit der präsentationaler Gehalt in unserem eigenen Fall logisch verknüpft ist. Wenn man diese Überlegung empirisch verankern will, dann sind für die Naturalisierung präsentationalen Gehalts all jene empirischen Arbeiten von Bedeutung, die sich mit der Erzeugung des phänomenalen Gegenwartsfensters auseinandersetzen.⁴³

Das Prinzip der Realitätserzeugung: Das Gehirn ist ein *ontological engine*.

⁴² Vgl. Fußnote 13. Ich selbst habe an anderer Stelle den Begriff eines „Analog-Indikators“ eingeführt. Dieser Begriff löst jedoch nicht jenes wichtige Problem, das Diana Raffman das „Differenzierungsproblem“ genannt hat: Wie spezifiziert man auf theoretischer Ebene den Unterschied zwischen den partikularen Repräsentationen bzw. Präsentationen jeder diskriminierbaren Stimuluskonfiguration? Wenn es richtig ist, daß mathematische Modelle der jeweiligen neurofunktionalen Korrelate uns prinzipiell sowohl die transtemporalen wie auch die logischen Identitätskriterien liefern können, dann ist dies auch die Antwort auf das Differenzierungsproblem.

⁴³ Hier wäre zum Beispiel die von Ernst Pöppel und Eva Ruhnau entwickelte Hypothese, daß durch phasengleiche Oszillationsvorgänge auf einer sehr fundamentalen Ebene im System *atemporale Zonen* entstehen, Systemzustände, innerhalb derer „Gleichzeitigkeit“ herrscht, von direkter Relevanz. Die Frage ist, welche Rolle solche Integrationsfenster tatsächlich bei der Konstitution des *phänomenalen* Gegenwartsfensters spielen. Durch das Öffnen von Zeitfenstern kann ein System sogar für sich selbst wieder eine *operationale Zeit* erzeugen: Indem es seine Informationsverarbeitung quantelt, „verschluckt“ es sozusagen auf einer sehr grundlegenden Ebene seiner inneren Darstellung der Welt den Verlauf der physikalischen Zeit. Es distanziiert sich von seiner eigenen Prozessualität, indem es auf der repräsentationalen Ebene eine Form von Datenreduktion vornimmt. Das physikalische Zeitintervall selbst bleibt dabei bestehen, aber der *Gehalt* der entsprechenden Systemzustände verliert alle oder einen Teil seiner internen zeitlichen Eigenschaften: Es entstehen *für das System selbst* repräsentationale Atome, sogenannte „Elementare Integrationseinheiten“.

Der wichtigste Gedanke dieses theoretischen Ansatzes besteht in unserem Zusammenhang wohl darin, daß ein natürlich entstandenes Repräsentationssystem auf die angesprochene Weise *für sich selbst* atemporale Zonen in seiner Darstellung der Welt erzeugen kann. Ich denke, daß diese Theorie sehr interessant ist, weil sie uns dabei helfen kann, besser zu verstehen, was die mit allen Formen aktiven, einfachen sensorischen Gehalts einhergehende „phänomenale Präsenz“ eigentlich ist. Bezüglich weiterführender Literaturhinweise vgl. Pöppel 1985, Pöppel 1994, Ruhnau 1992, 1995, Ruhnau & Pöppel 1991.

Nichtkognitive Bewußtseinszustände sind nämlich immer auch durch das gekennzeichnet, was man in der Logik Existenzannahmen nennen würde, Annahmen darüber, was es *gibt*: Wenn man phänomenales Bewußtsein verstehen will, muß man erklären, wie aus neuronaler Informationsverarbeitung ein für das System selbst unhintergebares Realitätsmodell entsteht. Präsentationaler Gehalt wird ein wichtiges Element einer solchen Erklärung sein, weil mit ihm ja gerade das phänomenale Erleben von Gegenwärtigkeit und Anwesenheit, also: von Präsenz im *ontologischen* Sinn entsteht. Dadurch, daß auf der untersten Ebene phänomenalen Gehalts die kausale und zeitliche Genese des präsentationalen „Vehikels“ nicht mehr dargestellt, also gewissermaßen vom System unterschlagen und durch elementare Integrationsvorgänge verschluckt wird, entsteht das, was häufig als „unmittelbares Gegebensein“ bezeichnet wird. Gegebenheit in diesem Sinne ist aber nur ein höherstufiges Merkmal phänomenalen Gehalts, sie ist *virtuelle* Präsenz. Anders gesprochen: „Gegebenheit“ ist ein phänomenologischer Terminus und keine erkenntnistheoretische Kategorie. Wir wissen heute, daß dieses Merkmal von einer ganz bestimmten funktionalen und physischen Basis abhängig ist und daß das System einen gewissen Zeitraum benötigt, um das phänomenale Erleben von Instantanität, von unmittelbarer Gegebenheit sensorischer Inhalte zu erzeugen. Das sinnliche Jetzt ist ein subpersonales Konstrukt, dessen Entstehung Zeit benötigt.

Daraus wiederum ergibt sich, daß die Aktivierung präsentationalen Gehalts mit einer anderen Klasse funktionaler Eigenschaften einhergehen muß: Mit all jenen Eigenschaften, durch die eine elementare Integration des sensorischen Informationsflusses dergestalt geleistet wird, daß zeitliche Stimulusinformation ausgefiltert wird. Ich habe an anderer Stelle⁴⁴ darauf hingewiesen, daß präsentationaler Gehalt insbesondere deshalb als unhintergebar real erscheint, weil er homogen ist. Homogenität wiederum könnte ganz einfach dadurch entstehen, daß ein höherstufiger Integrationsmechanismus ein geringeres zeitliches Auflösungsvermögen besitzt als die von ihm verbundenen niedrigstufigen Systemzustände. Auf einer höherstufigen Darstellungsebene müßte der einfache präsentationale Gehalt darum dem introspezierenden System selbst notwendigerweise als strukturlos und dicht erscheinen. Auch hier sieht man, daß es keinen Grund zu der Annahme gibt, daß funktionale Identitätskriterien für den Vorgang der phänomenalen Präsentation nicht gefunden werden könnten.

Das Prinzip der Eigenschaftsbindung: Einfacher phänomenaler Gehalt tritt – auch wenn Philosophen dies immer wieder implizit behaupten – niemals isoliert auf. Das, was wir früher als phänomenale Eigenschaften bezeichnet haben, wird niemals isoliert instantiiert, sondern immer als diskriminierbarer Aspekt einer höherstufigen Ganzheit: Ein bewußt erlebter Schmerz zum Beispiel ist immer im Körperschema lokalisiert. Und sogar die Farbflecken, die man manchmal kurz vor dem Einschlafen sehen kann, sind keineswegs isolierte phänomenale Atome, denn sie besitzen eine räumliche Ausdehnung, häufig sogar Konturen und eine

⁴⁴ Vgl. Metzinger 1995.

Bewegungsrichtung. Im bewußten Erleben treten *reine* Individuen niemals auf, sondern immer nur Komplexionen von verschiedenen Formen präsentationalen Gehalts.⁴⁵ Sogar Phosphene – ein Lieblingsbeispiel von Philosophen - erleben wir auf einem schwarzen Hintergrund. Dieser schwarze Hintergrund ist in Wirklichkeit selbst eine Form einfachen phänomenalen Gehalts, auch wenn wir ihn gerne als das „pure Nichts“ interpretieren. In anderen Worten: Die phänomenale Repräsentation von Abwesenheit ist nicht dasselbe wie die Abwesenheit phänomenaler Repräsentation.

Das bedeutet, daß die Aktivierung von präsentationalem Gehalt funktional an diejenigen Prozesse gekoppelt sein muß, die für die Bildung von Objekten und die Figur-Grund-Trennung verantwortlich sind. Perzeptuelle Objekte entstehen dieser Überlegung zufolge nicht durch Eigenschaftsbindung im wörtlich-phänomenologischen Sinne von „Eigenschaft“ (d.h. im Sinne des oben genannten Falls 3a), sondern durch die Integration präsentationalen Gehalts. Wie solche Objekte später vom kognitiven Subjekt kategorisiert, identifiziert und erinnert werden, ist eine andere Frage. Wenn auch diese dritte Überlegung richtig ist, dann muß präsentationaler Gehalt gleichzeitig mit und in Abhängigkeit vom Vorgang der Objektbildung entstehen und stellt jeweils genau denjenigen Teil des vom System konstituierten Wahrnehmungsobjekts dar, der zum Beispiel durch die Lenkung visueller Aufmerksamkeit diskriminiert werden kann. Insbesondere zu dieser Klasse von funktionalen Prozessen ist in den letzten Jahren eine Flut neuer empirischer Literatur entstanden.⁴⁶ Es gibt also auch hier keinen Grund zu der Annahme, daß das, was wir früher „Qualia“ genannt haben, sich aus prinzipiellen Gründen dem Zugriff der Neuro- und Kognitionswissenschaften entziehen muß.

Literatur:

- Barbur, J.L., Harlow, J.A., Sahraie, A. Stoerig, P. & Weiskrantz, L. (1994). Responses to chromatic stimuli in the absence of V1: pupillometric and psychophysical studies. In „Vision science and its applications. *Optical Society of America Technical Digest*, **2**, 321-5.
- Block, N., Flanagan, O. & Güzeldere, G. (1997)[eds]. *Consciousness: Philosophical and Scientific Debates*. Cambridge, MA: MIT Press.
- Brent, P.J., Kennard, C. & Ruddock, K.H. (1994). Residual vision in a human hemianope: spectral responses and colour discrimination. *Proceedings of the Royal Society London B*, **256**, 219-25.
- Burge, T. (1995). Zwei Arten von Bewußtsein. In Metzinger 1995.
- Burns, E. M. & Ward, W. D. (1977). Categorical perception-phenomenon or epiphenomenon: Evidence from experiments in the perception of musical intervals. *Journal of the Acoustical Society of America*, **63**, 456-68.
- Burns, E. M. & Ward, W. D. (1982). Intervals, Scales, and Tuning. In D. Deutsch (ed), *The Psychology of Music*. New York: Academic Press.
- Churchland, P.M. (1986). Some reductive strategies in cognitive neurobiology. *Mind*, **95**, 279-309. Reprinted in *A Neurocomputational Perspective*. Cambridge, MA und London: MIT Press.

⁴⁵ Ich habe für solche Komplexionen an anderer Stelle den Begriff eines „phänomenalen Holons“ eingeführt. Vgl. Metzinger 1995. Dort finden sich auch Überlegungen zur Bedeutung, die die Korrelationstheorie für philosophische Theorien des phänomenalen Bewußtseins besitzen könnte.

⁴⁶ Vgl. etwa die Literaturangaben in Gray 1994 und Singer 1994.

- Clark, A. (1993). *Sensory Qualities*. Oxford: Oxford University Press.
- Fodor, J.A. & LePore, E. (1996). Paul Churchland and state space semantics. In R.N. McCauley (ed), *The Churchlands and their Critics*. Cambridge, MA und Oxford: Blackwell.
- Gärdenfors, P. (1995). Konzeptuelle Räume. *Kognitionswissenschaft*, **4**, 185-8.
- Gray, C.M. (1994). Synchronous oscillations in neural systems: Mechanisms and functions. *Journal of Computational Neuroscience*, **1**, 11-38.
- Harnad, S. (1987) [ed]. *Categorical Perception*. Cambridge, UK: Cambridge University Press.
- Honderich, T. (1994). Seeing things. *Synthese*, **98**, 51-71.
- Humphrey, N. (1995). *Die Naturgeschichte des Ich*. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Hurvich, L. M. (1981). *Color Vision*. Sunderland, MA: Sinauer Associates.
- Lanz, P. (1996). *Phänomenales Bewußtsein: Eine Verteidigung*. Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann.
- Lewis, C.I. (1929). *Mind and the World Order*. New York: C. Scribner's Sons.
- Loar, B. (1990). Phenomenal states. In Tomberlin (ed), *Philosophical Perspectives*, **4**, „Action Theory and Philosophy of Mind“. Atascadero, CA: Ridgeview Publishing. Nachgedruckt in Block *et al.* 1997.
- Lycan, W. (1990). What is the 'Subjectivity' of the Mental? In Tomberlin (ed), *Philosophical Perspectives*, **4**, „Action Theory and Philosophy of Mind“. Atascadero, CA: Ridgeview Publishing.
- Lycan, W.G. (1996). *Consciousness and Experience*. Cambridge, MA: MIT Press.
- Metzinger, T. & Chalmers, D. (1995). *Das Problem des Bewußtseins in der Philosophie des Geistes, der Kognitionswissenschaft und der Hirnforschung von 1970 - 1995*. In T. Metzinger (Hrsg.), *Bewußtsein - Beiträge aus der Gegenwartsphilosophie*. Paderborn: Schöningh.
- Metzinger, T. (1993). *Subjekt und Selbstmodell. Die Perspektivität phänomenalen Bewußtseins vor dem Hintergrund einer naturalistischen Theorie mentaler Repräsentation*. Paderborn: Schöningh.
- Metzinger, T. (1994). *Schimpansen, Spiegelbilder, Selbstmodelle und Subjekte*. In S. Krämer (Hrsg.), *Geist - Gehirn - Künstliche Intelligenz, Zeitgenössische Modelle des Denkens*. Berlin: Walter de Gruyter.
- Metzinger, T. (1995). Ganzheit, Homogenität und Zeitkodierung. In T. Metzinger (Hrsg.), *Bewußtsein - Beiträge aus der Gegenwartsphilosophie*. Paderborn: Schöningh.
- Metzinger, T. (1996). *Niemand sein. Kann man eine naturalistische Perspektive auf die Subjektivität des Mentalen einnehmen?* In S. Krämer (Hrsg.), *Bewußtsein - Philosophische Positionen*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Millikan, R.G. (1997). Images of identity: In search of modes of presentation. *Mind*, **106**, 499-519.
- Nagel, T. (1974). What is it like to be a bat? *Philosophical Review*, **83**, 435-450; deutsch in P. Bieri (1993)[Hrsg.], *Analytische Philosophie des Geistes*. und T. Nagel (1984), *Über das Leben, die Seele und den Tod*, beide Königstein: Hain.
- Nida-Rümelin, M. (1995). Was Mary nicht wissen konnte. Phänomenale Zustände als Gegenstand von Überzeugungen. In T. Metzinger (Hrsg.), *Bewußtsein - Beiträge aus der Gegenwartsphilosophie*. Paderborn: Schöningh.
- Podlech, A. (1984). *Repräsentation*. In O. Brunner, W. Conze & R. Koseleck (Hrsg.), *Geschichtliche Grundbegriffe*, Band 5. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Pöppel, E. (1985/1988). *Grenzen des Bewußtseins. Über Wirklichkeit und Welterfahrung*. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt.
- Pöppel, E. (1994). Temporal mechanisms in perception. *International Review of Neurobiology*, **37**, 185-202.
- Raffman, D. (1993). *Language, Music, and Mind*. Cambridge, MA: MIT Press.
- Raffman, D. (1995). Über die Beharrlichkeit der Phänomenologie. In T. Metzinger (Hrsg.), *Bewußtsein - Beiträge aus der Gegenwartsphilosophie*. Paderborn: Schöningh.
- Raffman, D. (im Druck). The long and short of perceptual memory: A new argument for qualia. ///
- Repp, B. (1984). Categorical perception, issues, methods, and findings. In N. Lass (ed), *Speech and Language*, vol.10, Advances in basic research and practice. Orlando: Academic Press.
- Rey, G. (1993). Sensational sentences. In M. Davies & G. Humphreys (eds), *Consciousness: Psychological and Philosophical Essays*. Oxford: Basil Blackwell.
- Rey, G. (1998). Qualia als enger Gehalt. In diesem Band.
- Ruhnau, E. & Pöppel, E. (1991). Adirectional temporal zones in quantum physics and brain physiology. *International Journal of Theoretical Physics*, **30**, 1083-90.
- Ruhnau, E. (1992). Zeit - das verborgene Fenster der Kognition. *Kognitionswissenschaft*, **2**, 171-179.
- Ruhnau, E. (1995). Zeit-Gestalt und Beobachter. In Metzinger 1995.
- Scheerer, E. (1991a). Artikel „Repräsentation I.1, I.2, I.4 (Antike, Mittelalter, 17. und 18. Jahrhundert)“. In Ritter, J. & Gründer, K. (Hrsg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Band 8: 790ff. Basel: Schwabe & Co. AG.
- Schumacher, R. (1996). Mentale Präsentationen, Wissenstransfer und Wahrnehmung. In Hubig, C. & Poser, H. [Hrsg.], *Cognitio humana - Dynamik des Wissens und der Werte*. Band 2, Seite 926-33. Leipzig: Allgemeine Gesellschaft für Philosophie in Deutschland.
- Searle, J.R. (1983). *Intentionality*. Cambridge, London, New York: Cambridge University Press.
- Seashore, C. (1967). *The Psychology of Music*. New York: Dover.

- Shanon, B. (1993). *The Representational and the Presentational. An Essay on Cognition and the Study of Mind*. New York, London, Toronto: Harvester Wheatsheaf (Prentice Hall)/ Hempe Hempstead.
- Siegel, J. A. & Siegel, W. (1977a). Absolute identification of notes and intervals by musicians. *Perception & Psychophysics*, **21**, 143-52.
- Siegel, J. A. & Siegel, W. (1977b). Categorical perception of tonal intervals, Musicians can't tell sharp from flat. *Perception and Psychophysics*, **21**, 399-407.
- Singer, W. (1994). Putative functions of temporal correlations in neocortical processing. In C. Koch & J.L. Davis (eds), *Large-Scale Neuronal Theories of the Brain*. Cambridge, MA: MIT Press.
- Stoerig, P. & Cowey, A. (1990). Wavelength Sensitivity in Blindsight. *Nature*, **342**, 916-8.
- Tye, M. (1995). *Ten Problems of Consciousness*. Cambridge, MA: MIT Press.
- Weiskrantz, L. (1997). *Consciousness Lost and Found*. Oxford, New York, Tokyo: Oxford University Press.